

btb

Das Wien des Fin de siècle. Die junge Russin Lou Salomé sucht Josef Breuer auf, den angesehenen Arzt und Mentor Sigmund Freuds. Sie macht sich Sorgen um ihren Freund Friedrich Nietzsche. Breuer soll den unter betäubenden Kopfschmerzen leidenden, einsamen großen Denker kurieren und von seiner Obsession für sie heilen. Doch Nietzsche darf nicht erfahren, dass Salomé Breuer gebeten hat, ihn zu behandeln. Breuer will ihn der neuartigen »Redekur« unterziehen, die er gerade mit seiner Patientin Anna O. entwickelt hat. Um Nietzsche zum Reden zu bewegen, beginnt er von seiner Obsession für die junge Patientin Bertha zu erzählen. So entspinnen sich zwischen dem ruhigen, einfühlsamen Breuer und dem verschlossenen, verletzlichen Nietzsche heftige Rededuellen. Und je näher sich die beiden kommen, umso deutlicher muss Breuer erkennen, dass er Nietzsche nur heilen kann, wenn er diesem erlaubt, auch ihm zu helfen.

Yalom verwebt Fiktion und Wirklichkeit zu einem dichten Netz, und bald beginnen die großen Köpfe aus den Pioniertagen der Psychotherapie lebendig zu werden und zu uns zu sprechen.

IRVIN D. YALOM, 1931 als Sohn russischer Einwanderer in Washington, D. C. geboren, gilt als einer der einflussreichsten Psychoanalytiker in den USA und ist vielfach ausgezeichnet. Seine Fachbücher gelten als Klassiker. Seine Romane wurden international zu Bestsellern und zeigen, dass die Psychoanalyse Stoff für die schönsten und aufregendsten Geschichten bietet, wenn man sie nur zu erzählen weiß.

Irvin D. Yalom
Und Nietzsche
weinte

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Uda Strätling*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel »When Nietzsche Wept« bei Basic Books, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

27. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 1992 by Irvin D. Yalom

Copyright © der deutschsprachigen Auflage 2008 by
btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: © Design Team München

Umschlagmotiv: Gustav Klimt

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73728-4

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/penguinbuecher

Dem Kreise von Freunden
die über viele Jahre zu mir stehen
und mir Halt bieten

Mort, Jay, Herb, David,
Helen, John, Mary, Saul, Cathy, Larry,
Cate, Ralle, Harvey, Ruth/len, Suda,
Herant, Bea, Marianne, Bob, Pat

Meiner Schwester Jean
und meiner besten Freundin Marilyn.

Man, her kann seine eigenen Ketten nicht lösen, und doch ist er
dem Freunde ein Erlöser.

Verbrennen mußst du dich wollen in deiner eigenen Flamme;
wie wollest du neu werden, wenn du nicht erst Asche geworden bist.

Wort sprach Zarathustra

Das Glückenspiel von San Salvatore ziß Josef Breuer aus seinen Träumen. Er zog seine schwere goldene Uhr aus der Westentasche. Neun. Zum wiederholten Male studierte er das Bildchen mit Silberrand, das er am Vortage erhalten hatte.

21. Oktober 1882

Doktor Breuer,

ich muß Sie in einer dringlichen Angelegenheit sprechen. Die Zukunft der deutschen Philosophie steht auf dem Spiele. Ich erwarte Sie morgen früh um neun im Cafe Sorrento.

Frau Salome

Eine Impertinenz! Eine Unverfrorenheit, dergleichen er seit Jahren nicht erlebt hatte. Er kannte keine Frau Salome. Keine Adresse auf dem Kuvert. Keine Möglichkeit, dieser Person mitzuteilen, daß neun Uhr eine unpassende Zeit sei, daß es Frau Breuer ganz und gar nicht gefiele, alleine truhstücken zu messen, daß Dr. Breuer lernen möchte und daß ihn dringliche Angelegenheiten nicht interessierten, ja, daß Dr. Breuer gerade deshalb nach Venedig gereist sei, um sich dringlichen Angelegenheiten zu entziehen.

Und doch saß er nun Punkt neun hier im Cafe Sorrento, musterte die Gesichter der Gäste und fragte sich, wer von den Damen wohl die impertinente Frau Salome sein möchte.

«Nehmen Sie noch Kaffee, Signore?»

Breuer nickte auf die Frage des Kellners, eines Knaben von dreizehn oder vierzehn Jahren mit naß zurückgekammtem schwarzen Haar. Wie lange saß er wohl schon versunken da und traunte vor sich hin? Er blickte abermals auf seine Taschenuhr. Wieder zehn Minuten Lebenszeit vergangen. Und wohnt? Wie gewöhnlich war er in Gedanken bei Bertha gewesen, der lieblichen Bertha, zwei lange Jahre seine Patientin. Er hatte an ihre spöttischen Worte denken müssen: Doktor Breuer, was fürchten Sie von mir? Und daran, was sie gesagt hatte, bis er ihr hatte erfüllen müssen, er könne sie nicht länger betreuen. Ich werde warten, Sie werden immer der einzige Mann in meinem Leben sein.

Er wies sich zurecht: «Gernig! Hier auf! Höre auf zu denken! Wozu hast du Augen! Sieh dich um! Gewahre der Welt Einlaß!»

Breuer hob seine Tasse und sog zusammen mit tiefen Zügen kaltes venezianischer Oktoberluft den Duft des aromatischen Kaffees ein. Er wandte den Kopf um und schaute. Sämtliche Tische des Cafe Serenito waren mit Frühstückspasten besetzt, größtenteils Touristen, größtenteils ältere Herrschaften. Einige Gäste hielten Zeitungen in der einen Hand, Kaffeetaischen in der anderen. Hinter den Tischen saßen Wolken stahlblauer Tauben auf. Auf dem stillen Canal Grande ließ nur das Kielwasser einer einsam dahingleitender Gondel die schirmmerkelnden Spiegelungen der Palazzo an beiden Ufern erzittern. Andere Gondeln schleppten noch, vertaut an schiefstehenden Pfählen, die da und dort aus dem Kanal ragten wie wahllos von Rieserhand hingeschleuderte Speere.

«So ist's recht, alter Narr, mach die Augen auf!» sagte sich Breuer. «Von überallher kommen die Menschen, um Venedig zu bewundern, Menschen, die sich weigern zu sterben, ehe sie nicht der Größe seiner einzigartigen Schönheit teilhaftig geworden sind. Wiesviel vom Leben mag wohl schon an mir vorbeigezogen sein, allein, weil ich nicht hingesehen habe!» Oder

hingesehen habe, ohne zu sehen³. Giestern hatte er einen einsamen Spaziergang unternommen, hatte die Insel Mirano umrundet und hatte gleichwohl nach einer Stunde nichts gesehen, nichts wahrgenommen, es waren keine Bilder von der Netzhaut ins Gehirn gelangt. Seine Aufmerksamkeit hatte einzig Bertha gegolten: ihrem betörenden Lächeln, ihrem hingebungsvollen Blick, der Wärme ihres vertrauensvollen Körpers und ihrem beschleunigten Atem, wann immer er sie untersuchte oder massierte. Diese Bilder besaßen Macht, sie führten ein Eigenleben. Sobald seine Wachsamkeit nachließ, stahlen sie sich in sein Bewußtsein und isoptierten seine Vorstellungen. 'Soll das mein Los sein?' fragte er sich. 'Besch dazu verdammt die Bühne zu sein, auf der sich bis in alle Ewigkeit meine Erinnerungen an Bertha in Szene setzen?'

Am Nebentisch erhob sich jemand. Das metallische Scharrren der Stuhlbeine auf dem Pflaster brachte ihn zur Bestürzung, und erweit hielt er Ausschau nach Lou Salome.

Ah, da kam sie! Die Dame, welche von die Riva del Carlon herunterschritt und die Café-Terrasse betrat, die mußte es sein. Nur sie konnte jenes Billett verkauft haben, diese stolze, schlanke Frau im Pelz, welche sich nun gebieterisch einen Weg zwischen vollbesetzten Tischen hindurch zu ihm bahnte. Aus größerer Nähe erkannte Breuer, daß sie jung war, jung, wenn nicht noch als Bertha, ein Schelmädchen gar. Aber was für ein sicheres Auftreten! Bei einem solchen Charisma würde sie es noch weit bringen!

Lou Salome hielt zielstrebig, ohne das geringste Zögern, auf ihn zu. Wie konnte sie sich dessen nur so sicher sein, daß er der Gesuchte war? Mit der linken Hand strich sich Breuer hastig über den kahlen, rötlichen Bart, damit auch ja keine Krümel vom Frühstücksgedack dann hingen, die Rechte zupfte den schwarzen Rock zurecht und sorgte dafür, daß der Kragen sich nicht unverteilt auf Nacken hochschob. Kaum einen Meter vor ihm blieb sie unverhüllt stehen und blickte ihm einen Moment lang geradewegs in die Augen.

Mit einemmal verstärkte das Geschwätz in Breuers Kopf plötzlich bestürzte das Hinschauen keinerlei Anstrengung. Nun spielten sich Netzhaut und Hirnrinde das Bild Lou Salomes ohne weiteres zu und schleustenes bereitwillig in sein Bewußtsein. Eine ungewöhnliche Frau von nicht landläufiger Schönheit: ausgeprägte Stirn, kräftiges, gut geschnittenes Kinn, strahlend blaue Augen, volle sinnliche Lippen, achlos frisiertes, am Oberkopf zum Knoten geschlungenes silberblondes Haar, die Ohren und der lange, schlanke Hals gut sichtbar. Insbesondere gefiel ihm, wie einzelne, widerspenstige Haarstrahlen sich der Bandgung widersetzen und verwehen in alle Richtungen standen.

Drei Schritte nach und dann stand sie an seinem Tische: «Doktor Breuer, ich bin Lou Salome. Dort ich?». Sie deutete auf einen Stuhl. Und dann saß sie auch bereits, ohne daß Breuer Zeit geblieben wäre, sie angemessen zu begrüßen – also sich zu erheben, sich zu verbeugen, einen Handkuss anzudeuten, den Stuhl zurechtzurücken.

«Cameliere?». Breuer schnippte lorch mit den Fingern: «Ihren Kaffee für die Dame, Cafélatte?». Er blickte fragend zu Iraklin Salome hinüber. Sie nickte. Trotz der ewigendlichen Frische legte sie ihren pelzgefütterten Umhang ab.

«Ja, Cafélatte.»

Breuer und sein Gegenüber schwiegen einen Augenblick lang. Dann sah ihm Lou Salome forschend in die Augen und hob zu sprechen an: «Ich habe einen zutiefst verzweifelten Freund. Es steht zu befürchten, er könnte sich in naher Zukunft das Leben nehmen. Das wäre für mich ein schmerzlicher Verlust, und überdies insolern tragisch, als ich selber daran einen gewissen Anteil hätte. Nun, das könnte ich ertragen und überwinden, doch – – sie beugte sich zu ihm vor und senkte die Stimme – – der Verlust ginge weit über meine Person hinaus; der Tod dieses Mannes hätte gewaltige Folgen – für Sie, für die europäische Kultur, für uns alle. Glauben Sie mir –

Breuer wollte protestieren. «Sie übertreiben gewiß, mein

Fraulein wollte er sagen, brachte die Worte jedoch nicht her aus. Was bei ihren Altersgenossinnen den Eindruck jugendlicher Enphase gemischt haben würde, wirkte an ihr nicht überzogen. Klang vielmehr durchaus glaubwürdig. Ihr Ernst und ihre Eindringlichkeit waren nicht so leicht abzutun.

„Wer ist der Herr, der Freund, von dem Sie sprechen? Ist mir der Name geläufig?“

„Schmeißt! Aber sein Name wird bald in aller Munde sein. Er heißt Friedrich Nietzsche. Vielleicht mag Ihnen dieser Brief von Richard Wagner an Professor Nietzsche als Empfehlung dienen – Sie zog einen Brief aus ihrer Handtasche, strich den Beleg glatt und hielt den Breuer hin. – Ob es sollten Sie jedoch zuvor wissen. Weder ahnt Nietzsche, daß ich hier bin, noch, daß dieser Brief in meinen Händen ist.“

Fraulein Salomes Bekenntnis ließ Breuer zögern. „Ja, darrt ich die Zeilen denn lesen? Einen Brief, von welchem dieser Professor Nietzsche nicht weiß, daß sie ihn mir aushändigt – nicht einmal weiß, daß sie ihn hat! Wie ist der Brief in Ihren Besitz gelangt? Geborgt? Gestohlen?“

Einer Kerle seiner eigenen Weisensippe maß Breuer großen Wert bei. Er war loyal, er war großzügig, er war für seinen dionysischen Spürsinn berühmt. In Wien war er Hausarzt bedeutender Wissenschaftler, Künstler und Denker wie Brahms, Brucke und Brentano. Mit vierzig Jahren genöß er in ganz Europa eine hohe Reputation, distinguierte Persönlichkeiten aus aller Welt nahmen lange Reisen auf sich, um ihn zu konsultieren. Doch weit mehr Wert als auf all dies legte er auf seine Glaubwürdigkeit. In seinem ganzen Leben hatte er sich nichts Unehrphatres zuschulden kommen lassen. Es sei denn, man legte ihm die Weisheit zur Last, welche in seinen Phantasien Bestia galt, und nicht wie es hatte sein sollen, seiner Frau Mathele:

Er zögerte daher, den Brief entgegenzunehmen, den ihm Lou Salome reichen wollte. Aber nur kurz. Ein Blick in ihre ungewöhnlichen kristallblauen Augen, und er griff nach dem

Schreiber, das als Datum den 10. Januar 1872 führte und mit der Anrede 'Mein lieber Freund' begann. Mehrere Absätze waren angestrichen:

Nun veröffentlichen Sie eine Arbeit, welche Ihnen gleich nicht hat. Was Ihr Buch von allen anderen auszeichnet ist die vollendete Sicherheit, mit welcher sich eine tiefbunige Eigentümlichkeit darin kundgibt. Wie anders hätte sonst nur und meiner Frau der schönste Wunsch erfüllt werden können, einmal von einem Etwas auf uns zurück zu sehen, das uns vollständig empfinden mochte? Wir haben Ihr Buch – truh jedes tut sich – abends gemeinsam – doppelt durchgelesen, wir bedauern, nicht bereits die uns verheißenen doppelten Exemplare zur Verfügung zu haben. Um das eine Exemplar streiten wir uns.

Aber Sie sind krank. Sind Sie auch müde, ist es wünschelte ich Ihren Mühsot zerstreuen zu können. Wie soll ich das anfangen? Genügt Ihnen mein grenzenloses Lob?

Nehmen Sie es wenigstens freundlich auf, selbst wenn es Ihnen nicht genügt!

Herzliche Grüße von
Ihrem
Richard Wagner

Richard Wagner! Bei aller Wiener Weltläufigkeit – bei allem vertrauten Umgange mit den großen Gestalten seiner Zeit war Breuer doch zuletzt beeindruckt. Ein Brief – und gleich ein solcher Brief, von des Meisters eigener Hand! Er hing sich jedoch rasch wieder

– Überaus interessant, mein liebes Frankfurt, aber vielleicht sagen Sie mir, was ich für Sie tun kann.

– Ein Salome neigte sich abermals vor und legte eine behandschaltete Hand leuchtend die Breuers. – Nietzsche ist krank, sehr krank. Er braucht Ihre Hilfe.

«Welcher Art ist denn sein Fieber? Welche Symptome zeigt er?» Breuer, verwirrt durch die Berührung, war froh, sich auf vertrautes Terrain begelben zu können.

«Kopfschmerz. Vor allem quälender Kopfschmerz. Dazu wiederholte Anfälle von Übelkeit. Und drohende Erblindung, seine Sehkraft nimmt seit einiger Zeit stetig ab. Zudem Magenbeschwerden. Keine Arznei gewährt ihm den benötigten Schül, so daß er bedenkliche Mengen Morphium einnimmt. Schwindelgefühle, immer ist er auf festen Boden tagelang wie seekrank.»

Endlose Anzählungen von Symptomen waren für Breuer, der täglich zwischen fünfundzwanzig und dreißig Patienten behandelte und der nach Venedig gekommen war, um sich eine Erholung von eben diesem berrlichen Fieberler zu gönnen, weder neu noch von sonderlichem Reiz. Und doch sprach Lou Salome mit einer Eindringlichkeit, daß er nicht umhin konnte, ihr aufmerksam zuzuhören.

«Zu Ihrer Frage, verehrtes Fraulein. Gewiß ich bin gerne bereit, Ihren Freund zu untersuchen. Das versteht sich von selbst. Schließlich bin ich Arzt. Aber bitte, erlauben Sie mir eine Frage. Weshalb wählen Sie und Ihr Bekannter nicht den direkten Weg? Warum schreiben Sie mir nicht nach Wien und ersuchen um einen Termin? Und mit diesen Worten sah sich Breuer nach dem Kellner um, damit man ihm die Rechnung bringen möge. Mathilde war angenehm überrascht, dachte er, ihn so zeitig schon ins Hotel zurückkehren zu sehen.

Doch die unerschrockene junge Frau ließ sich nicht ohne weiteres absperrsen. «Herr Doktor, ein paar Minuten noch, ich bitte Sie. Die Bedenklichkeiten der Verfassung Nietzsche's, das Ausmaß seiner Verzweiflung, sie lassen sich gar nicht genug betonen.»

«Ich wil es Ihnen gern glauben. Deschach mit Sie abermals tragen, Fraulein Salome. Weshalb konsultiert nicht Herr Nietzsche nicht in Wien? Oder einen Arzt in Italien? Weshalb sich Ihr Freund auf? Kann ich Ihnen vielleicht in der Empfeh-

lung eines Kollegen in seiner Heimatstadt dienen? Weshalb kennen Sie zu mir? Woher wußten Sie überhaupt, daß ich in Venedig bin? Und daß ich ein Freund der Oper und Verehrer Wagners bin?

Lou Salome zeigte keinerlei Verlegenheit. Sie lachte, als Breuer sie mit Fragen zu überschütten begann, und ihr Lachen wurde um so schelmischer, je mehr Fragen es wurden.

– Entzahn Sie lacheln, als hüteten Sie ein Geheimnis. Sie lieben wohl Rätsel? –

– Fragen über Fragen, Doktor Breuer. Erstentlich. Da unterhalten wir uns gerade erst wenige Minuten miteinander, und schon gibt es zahlreiche verwirrende Fragen. Das läßt Gutes hoffen für künftige Gespräche. Lassen Sie mich Ihnen Naheres über unseren Patienten berichten –

– Unseren Patienten? Während Breuer nur erneut über ihre Kühnheit staunen konnte, fuhr Lou Salome fort: «Nietzsche hat die medizinischen Möglichkeiten in Deutschland, der Schweiz und Italien erschöpft. Kein Arzt war in stande, sein Leiden zu bestimmen oder seine Symptome zu lindern. In den vergangenen vierundzwanzig Monaten hat er, seiner eigenen Darstellung nach, ebenso viele der besten Ärzte Europas konsultiert. Er hat Heimat und Freunde verlassen, er hat seine Dazentur aufgegeben. Er ist zum rastlosen Wanderer geworden, beständig auf der Suche nach einem erträglichen Klima, nach ein, zwei Tagen Erlösung vom Schmerz –

Die junge Frau schwieg einen Moment lang, hob ihre linke an die Lippen und nippte, indes sie Breuers Blick gelangte, frei.

– Vereinzelt Frodem, zwar suchen mich häufig Patienten in ungewohnter oder unerklärlicher Verfassung auf, aber in aller Öffentlichkeit. Wunder kann ich nicht vollbringen. In einem Falle wie diesem – Blindheit, Kopfschmerz, Schwindel, Gastritis, Schwäche, Schlaflosigkeit – in welchem viele ausgezeichnete Kollegen konsultiert und für machtlos befunden werden sind, besteht kaum Aussicht, daß ich mehr erreichen könnte, als der

fünfundzwanzigste hervorragende Arzt in ebenso vielen Monaten zu werden.«

Breuer lehnte sich zurück, zog eine Zigarre hervor und zündete sie an. Er blies dünne blaue Rauchscheiter aus, wartete, bis sich der Dunst verzog, und fügte hinzu: »Wie dem auch sei, ich wiederhole mein Angebot, Professor Nietzsche in meiner Ordination zu empfangen. Es ist jedoch durchaus möglich, daß Diagnose und Heilung eines solch hartnäckigen Leidens wie des seinen die Möglichkeiten der Medizin des Jahres achtzehnhundertzweiundachtzig übersteigen. Vielleicht ist Ihr Freund um eine Generation zu früh geboren.«

»Zu früh geboren!« Sie lachte. »Eine hellsichtige Bemerkung, Doktor Breuer! Wie oft habe ich Nietzsche eben diese Ansicht äußern hören! Das überzeugt mich restlos davon, daß Sie der richtige Arzt für ihn sind.«

Trotz seiner Aufbruchsstimmung, und trotzdem er im Geiste Mathilde voller Ungeduld im Hotelzimmer in Straßenkleidung auf und ab schreiten sah, war Breuer plötzlich ganz Ohr. »Das müssen Sie mir erklären!«

»Er selbst bezeichnet sich oft als »posthumer Philosophen« einen Philosophen, für den die Welt nicht reif ist. Stellen Sie sich vor, im neuen Werk, an dem er arbeitet, dreht es sich eben darum: Ein Prophet, Zarathustra, vor Weisheit übergehend, will den Menschen die Erleuchtung bringen. Doch es versteht ihn keiner. Die Menschen sind nicht reif für ihn, der Prophet muß erkennen, daß er zu früh gekommen ist, und kehrt in die Einsamkeit zurück.«

»Fräulein, was Sie sagen, ist sehr interessant – ich habe ein Faible fürs Philosophieren. Doch meine Zeit ist heute knapp bemessen, und eine klare Antwort auf die Frage, weshalb Ihr Freund mich nicht in Wien aufsuchen will, haben Sie mir vorenthalten.«

»Doktor Breuer.« Lou Salomé blickte ihm direkt in die Augen. »Verzeihen Sie, wenn ich dunkel spreche oder zu umschweifig. Immer habe ich mich gern in der Gesellschaft gro-

Der Geister gewalt – sei's weil ich selbst ihrer als Mentoren bedarf, sei's, weil ich sie einfach gern sammle. Es gibt mich, mich mit einem Mann, Ihres Tiefsinns und Ihres Horizonts unterhalten zu dürfen –

Breuer spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. Er konnte ihren Blick nicht standhalten und schlug die Augen nieder, als sie fortfuhr:

„Ich will damit andeuten, daß ich mich möglicherweise der Umschwerte schuldig mache, um unser Gespräch in die Länge ziehen zu können.“

„Noch einen Kaffee, Fraulien Salome?“ Breuer winkte den Kellner herbei und orderte, zudem noch von den köstlichen Frühstuckshornchen: „Haben Sie jemals über den Unterschied zwischen deutscher und italienischer Backkunst nachgedacht?“ Erlauben Sie mir, Ihnen meine Anschauung über die Übereinstimmung zwischen Brot und Nationalcharakter darzulegen.“

Breuer eilte also nicht an Mathildes Seite zurück. Während er in Gesellschaft von Salomes gemächlich frühstückte, wurde er der Ironie der Situation inne. War es nicht seltsam, wie er, der er nach Verding gelahen war, um das Unheil wiedergutzumachen, welches eine schöne Frau angerichtet hatte, hier nun im Letz-a-Letz mit einer noch reizvolleren Frau bersammensaß? Es fiel ihm außerdem auf, daß er sich zum erstenmal seit Monaten frei löhite von den um Bertha kreisenden Zwangsvorstellungen.

Vielleicht, sinnierte er, besteht ja doch noch Hoffnung. Vielleicht gelingt es mit Hilfe dieser Frau, Bertha von der Bühne meines Bewußtseins abzulängen. Könnte ich gar eine psychologische Einsprechung zur pharmakologischen Substitutions-therapie entdeckt haben? Mit einer harmlosen Droge wie Baldrian läßt sich eine gefährlichere wie Morphin ersetzen. Entsprechend mit Lea Salome Bertha – was bedeutete dies für einen erfreulichen Fortschritt? Diese junge Frau ist gereifter, geformter. Gegen sie ist Bertha – wie soll ich sagen – sexuell

unterentwickelt (comme manque) ein in einem Frauenkörper gelingendes, ungelinktes Kind.

Und doch wußte Breuer sehr wohl, daß es gerade die sexuelle Unschuld Berthas war, die ihn anzog. Beide Frauen erregten ihn; der bloße Gedanke an sie erzeugte Hitze in seiner Lendengegend. Und beide Frauen jagten ihm Angst ein, beide waren gefährlich, jede auf ihre Weise. An Lou Sakome erschreckte ihn ihre Macht, das, was sie ihm anzutun vermischte, bei Bertha hingegen war es die Duldsamkeit, das, was er ihr anzutun vermischte. Er schauderte, als er daran dachte, wie nahe er mit Bertha dem Abgrund gekommen war, wie nahe er daran gewesen war, die Grundregeln der ärztlichen Ethik zu verletzen, sich und seine Familie ins Verderben zu stürzen, sein Leben zu ruinieren.

Indessen aber war er schon Gespräch vertieft und so in den Haum seiner jungen Fuhrstricksgefahrin geschlagen, daß zuletzt sie diejenige war, die wieder auf die Krankheit ihres Freundes zu sprechen kam – genauer, auf Breuers Bemerkung über medizinische Wunder.

«Ich bin einundzwanzig Jahre alt, Herr Doktor, und ich glaube nicht mehr an Wunder. Der Mißerfolg Ihrer vierundzwanzig achthbaren Kollegen kann nur bedeuten, daß wir die Grenzen des heutigen medizinischen Wissens erreicht haben, darüber bin ich nur im klaren. Verstehen Sie mich nicht falsch! Ich bilde mir nicht ein, Sie vernisshen Nestsches körperliche Gebrechen zu heilen. Nicht aus diesem Grunde habe ich mich an Sie gewandt.»

Breuer betupfte sich Schmirrbart und Bart mit der Serviette: «Verzeihen Sie, wertes Fräulein, nun bin ich vollends perplex. Sowohl ich aus Ihren Worten ersieh, haben Sie um meine Hilfe gebeten, weil Ihr Freund krank sei.»

«Nein, Doktor Breuer, ich sprach von einem Freunde, der verzweifelt ist und der Gefahr lauft, seinem Leben ein Ende zu machen. Es ist Nestsches Verzweiflung, die ich Sie zu heilen bitte, nicht seinen Körper.»

«Aber Fräulein, wenn doch Ihr Freund über seine gesundheitliche Verfassung verzweifelt ist und ich keine medizinische Abhilfe bieten kann, dann ist nichts zu machen. Ich kann nichts ersteinen für ein krank Gemüt.»

Breuer deutete Leon Salomes Kopfnicken als Wiedererkennen der Forderung Michels an seinen Arzt und sprach weiter: «Fraulein Salome, es gibt keine Arznei gegen die Verzweiflung, keinen Arzt für die Seele. Ich kann wenig mehr tun, als eine Reihe ausgezeichnete Heilbäder in Österreich oder Italien zu empfehlen. Oder eine Unterredung mit einem Priester oder anderen gläubigen Ratgeber, vielleicht einem Angehörigen oder einem Freunde und Vertrauten.»

«Doktor Breuer, ich weiß, daß Sie mehr tun können. Ich habe einen Spieß. Mein Bruder Jerus ist Medizinstudent und hat Anfang des Jahres in Wien bei Ihnen gehört.»

«Frau Salome! Breuer überlegte angestrengt, ob er den Namen je vernommen hatte. Es gab so viele Studenten.

«Aber dann erfuhr ich, daß Sie Wagner lieben, daß Sie eine Woche im Hotel Amalfi in Venedig zu verbringen gedachten und auch, woran ich Sie erkennen konnte. Allein voran, aber war er derjenige, von dem ich hörte. Ihre Heilkunst erstreckte sich sehr wohl auf die Verzweiflung. Im Sommer des Vorgahres besuchte er ein Kolloq., bei welchem Sie über Ihre Behandlung einer jungen Frau sprachen, einer gewissen Anna O., einer Patientin, die tiefer Verzweiflung anheimgefallen war und welche Sie mit einer neuen Methode behandelten, einer «Redekur», einer auf der Vernunft beruhenden, mit dem Fatwizen vermengter gedanklicher Assoziationen behafteten Kur. Jerus meinte, Sie seien der einzige Arzt in Europa, der sich tatsächlich auf eine Behandlung der Psyche verstände.»

Anna O. Breuer schloß bei der Erwähnung des Namens zusammen, und verschüttete Kaffee, als er zitternd seine Lasse an die Lippen hob. Er trocknete sich die Hand möglichst unauffällig mit der Serviette ab und hatte, Fräulein Salome habe sein Ungeschick nicht bemerkt. Anna O.'s Untzliche' Wohnung

sich auch wandte, überall stieß er auf Anna O – sein Deckname für Bertha Pappenheim. Als peinlichste Diskret, benutzte Breuer niemals die wirklichen Namen von Patienten, wenn er seinen Studenten Fälle vorstellte. Statt dessen bildete er ein Pseudonym, indem er die Initialen der Patienten um einen Buchstaben weiter zum Anfang des Alphabets hin verschoob, also H. P. Bertha Pappenheim zu A. O. oder Anna O.

„denn war viel von Ihnen beeindruckte, Doktor Breuer. Er schilderte mir Ihr Kolleg und Ihre Behandlung der Anna O nicht ohne zu beteuern, wie er es als Gnade empfinde, vom Lichte eines solchen Genies gestreift worden zu sein. Und denn ist wohlgemerkt kein leicht zu beeindruckender Junghing. Sie zuvor hatte ich Ihnen reden gehört. Ich beschleß, eines Tages Ihre Bekanntheit zu machen, vielleicht bei Ihnen zu studieren. Dieses unbestimmte eines Tages, nahm eine neue Dringlichkeit an, als mir Nietzsches Verfassung im Laufe der letzten zwei Monate immer bedenklicher wurde.“

Breuer blickte sich um. Viele Gäste waren aufgebracht, indes er noch immer hier saß, auf der Flucht vor Bertha, und sich nur einer außergewöhnlichen Frau anstehet, welche erstere ihn zugefahret hatte. Er ersteln befiehl ihn. Ware er denn niemals vor Bertha sicher?

„Fraulenz“, hob Breuer an und mußte sich ranspern, ehe er fortfahren konnte. „Der Fall, den Ihr Bruder Ihnen schilderte, war eben des und nicht mehr, ein Einzelfall, bei dem ich eine arbeits- angesicherte, experimentelle Methode erprobte. Es besteht keinerlei Grund zu der Annahme, daß die nämliche Methode Ihrem Freund hellen könnte. Im Gegenteil, es besteht aller Grund zu der Annahme, daß sie es nicht tate.“

„Weshalb, Doktor Breuer?“

„Ich fürchte, ich kann Ihnen aus Zornot nicht ausführlich antworten. Nur soviel: Die Leiden von Anna O und Ihrem Freund unterscheiden sich stark voneinander. Anna O war Hysterika und litt an gewissen Gebrechen, die Ihr Bruder Ihnen beschrieben haben wird. Meine Methodik bestand darin

Schritt für Schritt alle Symptome aufzulösen, indem ich der Patientin unter Hypnose dazu verhalf, sich an das vergessene psychische Trauma zu erinnern, aus welchem das Symptom entsprungen war. Sobald der eigentliche Anlaß ausgemacht war, verschwand das Symptom.

«Gesetzt, Doktor Breuer, wir betrachteten die Verzwerrlung als Symptom. Können Sie nicht ebenso verfahren?»

«Die Verzwerrlung ist kein klinisches Symptom, Fraulein, wie ist zu sagen, zu wenig laßbar. Jedes der Symptome vor Anna O zeigte sich an einem ganz bestimmten Körperteil, jede Störung wurde durch das Abstreifen intrazerebraler Erregung über bestimmte Nervenbahnen verursacht. Ihrer Beschreibung zufolge ist hingegen die Verzwerrlung Ihres Freundes rein ideogener Natur. Für diese Gemütsverfassung ist keine Behandlungsmethode bekannt.»

Zum erstenmal wirkte Leo Salerne unsicher. «Aber, lieber Herr Doktor...» Er rüht bedeckte sie seine Hand mit der ihren. «Vor Ihrem Versuche mit Anna O gab es auch für die Hysterik keine psychologische Behandlung. Meines Wissens gab es nur Bäder und diese abscheuliche elektrische Therapie. Ich bin überzeugt, daß Sie – Sie vielleicht als einziger! – eine neue Therapie für Nietzsche entwickeln können.»

Unvermittelt wurde sich Breuer wieder der verstrichenen Zeit bewußt. Er mußte zu Mathilde zurück. «Franken, ich will gern alles in meiner Macht Stehende tun, um Ihrem Freunde zu helfen. Bitte sehr, meine Kotte. Ich erwarte einen Besuch Ihres Freundes in Wien.»

Sie heft den Blick nur flüchtig auf der Visitenkarte zuhause, sie steckte sie ein. «Doktor Breuer, ich fürchte, die Sache ist so einfach nicht. Nietzsche kann man nicht unbedingt – wie soll ich sagen – als willigen Patienten bezeichnen. Ueberhaupt, nennen will er nichts davon, daß ich mit Ihnen spreche. Er ist ein sehr verschlossener Mensch und ein zuchtbar stolzer Mann. Niemals würde er sich dazu verstehen können, seine Hilfsbedürftigkeit anzuerkennen.»

«Dennoch sagen Sie mir, er rede unverhüllt von Selbstmord!»

«In jedem Gespräch, in jedem Brief. Aber er bittet nicht um Hilfe. Würde er von unserer Begegnung, er würde mit niemals verzehren, und ganz gewiß würde er sich weigern, Sie zu konsultieren. Selbst wenn ich ihn irgend bereden könnte, Sie aufzusuchen, würde er die Konsultation auf seine körperlichen Beschwerden beschränken. Nie um nichts in der Welt, würde er sich in die Lage desjenigen begeben, der Sie darum bittet, ihm die Verzweiflung zu nehmen. Ich habe sehr entscheidende Ansichten über Schwache und Mächtige.»

Breuer verspürte Verärgerung und Ungeduld. «Sowas, Frauenlein, das Drama gerat vollends zum Verwirrspiel. Sie verlangen von mir, ich möchte mich mit einem gewissen Professor Nietzsche treffen, welchen Sie für einen der Bedeutendsten Philosophen unseres Jahrhunderts halten, und möchte ihn davon überzeugen, wie das Leben – oder zum mindesten sein Leben – lebenswert sei. Aber nicht genug damit, Sie verlangen, ich möchte dies bewerkstelligen, ohne daß unser Philosoph davon das geringste weiß.»

Lou Salome nickte und sank in ihren Stuhl zurück.

«Aber wie das möglich? rief er. – Allein das erste – jemandem die Verzweiflung zu nehmen – übersteigt an sich schon die Möglichkeiten der Medizin. Und gar für zweites Anhegen – daß der Patient unter der Hand behandelt werde – verweist das gesamte Unterrichten ins Reich des Phantastischen. Womöglich bestehen weitere Hindernisse, die Sie verbergen? Womöglich spricht Professor Nietzsche mir Sanskrit, oder er weigert sich, überhaupt seine Einstecklein in Tibet zu verlassen?»

Breuer schwannte den Kopf. Als er aber Lou Salomes belästigten Gesichtsausdruck bemerkte, rief er sich zusammen. «Im Ernst gesprochen, Frauenlein Salome, wie sollte ich das Unmögliche vollbringen?»

«Scheren Sie, Doktor Breuer? Scheren Sie nun, weshalb ich Sie aufgesteckt habe und keinen Geringeren?»

Die Uloskenschläge von San Salvatore meldeten die volle Stunde. Zehn Uhr! Mathilde wurde sich mittlerweile beunruhigen. Ja, wenn Mathilde nicht war. – Breuer wirkte ernst den Kellner. Während sie auf die Rechnung warteten, machte Lou Salome einer – angewöhnten Verschlag.

«Doktor Breuer, darf ich Sie morgen zum Frühstück einladen? Wie ich eingangs schon sagte, ich trage ein Teil Verantwortung für Professor Nietzsches Verzweiflung. Es gibt noch vieles, was ich Ihnen darlegen mußte.»

«Bedauere. Zwar geschieht es nicht alle Tage, daß ich von einer so reizenden Dame zum Frühstück gebeten werde, Frauheim, aber es ist mir nicht möglich, Ihre Einladung anzunehmen. Die Beweggründe für meine Reise nach Venedig lassen es unfaßbar erscheinen, meine Frau ein zweites Mal im Stich zu lassen.»

«Dann mache ich Ihnen einen anderen Vorschlag. Ich versprach meinem Bruder, ihn in diesem Monat noch zu besuchen. Tatsächlich hatte ich bis vor kurzem die Absicht, die Reise in Gesellschaft Professor Nietzsches anzutreten. Erlauben Sie mir, Sie bei meinem Aufenthalt in Wien noch genauer zu unterrichten. Und in der Zwischenzeit will ich mein Bestes tun, Professor Nietzsche zu bewegen, Sie offiziell wegen seines gesundheitlichen Verfalles zu konsultieren.»

Sie verließen das Café gemeinsam. Es waren nur wenige Gäste. Bummet, geblieben, die Kellner stellten bereits Tische und Stühle zusammen. Als Breuer sich verabschieden wollte, nahm Lou Salome seinen Arm und zog ihn mit.

«Doktor Breuer, diese Stunde war viel zu kurz. Ich bin gierig, ich möchte Ihnen gern noch mehr Zeit stehlen. Darf ich Sie zum Hotel zurückbegleiten?»

Ihre Äußerung erschien Breuer unterbott gewagt, männlich. Und doch klang die Aufforderung aus ihrem Munde passend, ungekränelt – so, wie es im Verkehr mit den Menschen Usus sein sollte. Wenn eine Frau die Gesellschaft eines Mannes genöth, weshalb sollte sie nicht seinen Arm nehmen und bitten,

ihn begleiten zu dürfen? Und doch würde keine einzige Frau seiner Bekanntschaft die Worte ausgesprochen haben. Er hatte eine vollkommen neue Art Frau vor sich. Diese Frau war tief!

«Selten habe ich so bedauert, eine Bitte ausschlagen zu müssen!» versicherte Breuer und drückte ihren Arm. «Doch ich muß zurück und zwar allem. Mein liebe wie besorgte Frau wird am Fenster stehen und warten, und ich muß ein wenig Rücksicht auf ihre Gefühle nehmen.»

«Gewiß, aber ...» sie entzog ihm ihren Arm und wandte sich ihm zu unumschränkt und bestimmt wie ein Mann.
«... mich müde ihr ... muß ... bleischwer und drückend an. Ich selber habe keine Pflichten auf eine einzige zusammengestrichen, die meine Freiheit zu wahren. Die Fie mit ihrem ganzen Gefolge von Besitzdenken und Eifersucht verksümt den Geist. Hier von will ich mich die Reine werden. Ich hoffe, Doktor Breuer, es wird eine Zeit kommen, da weder Mütter noch Frauen sich mehr zu freiwilligen Opfern ihrer gegenseitigen Schwachen herabwürdigen.» Sie wandte sich mit dem gleichen Aplomb, welcher ihr Erscheinen gekennzeichnet hatte, zum Gehen. «Adieu, Doktor Breuer. Bis zum Wiedersehen in Wien.»

Vier Wochen danach saß Breuer am Schreibtisch seines Ordinationszimmers in der Bäckerstraße Nummer sieben. Es war vier Uhr nachmittags und er erwartete mit Ungeduld die Ankunft von Salomes.

Bei seinem arbeitsreichen Tag konnte er Augenblicke der Muße kaum, da er der Zusammenkunft jedoch entgegenfeuerte. hatte Breuer die letzten drei Patienten schneller als gewöhnlich abgetertigt. Alle drei waren mit unzweideutigen Krankheitsbildern gekommen, die wenig Aufwand erfordern hatten.

Die ersten zwei, beides Männer um die Sechzig, litten an nahezu identischen Beschwerden. Atemnot und einem trockenen, rasselnden Bronchialhusten. Seit Jahren behandelte Breuer beide wegen eines Lungeneмпhysems, bei nassem, kaltem Wetter verschlechterte sich ihr Befinden durch akute Bronchitis und die mit ihr einhergehende Beeinträchtigung der Lungenelastizität. Beiden Patienten verschrieb er Morphium gegen den Husten (Doversches Pulver) und Gramin dreimal täglich geringe Dosen eines schleimlösenden Mittels (Bleichwurz), Inhalationen und Sentwikel für die Brust. Nicht wenige Kollegen rümpften über Sentwikel die Nase, doch er hielt große Stücke auf dieses bewährte Mittel und verschriebes häufig – namentlich in diesem Jahr, da halfs Wren es an der Lunge hatte. Seit drei Wochen kein Sonnenstrahl, dafür anhaltender kalter Sprühregen.

Der dritte Patient, Hausbursche bei Kronprinz Rudolf, ein febriger, peckennarbiger junger Mann mit Halsschmerzen war so gernerlich, daß Breuer ihm schließlich recht barsch hätte aufleiden müssen, sich zur Untersuchung zu entkleiden. Diagnose: tuberkuläre Angina. Wiesoßl in der Handhabung der Instrumente zur Jonsillektomie geschickt, hielt Breuer den Eingriff in diesem Falle für verfrucht. Er versuchte statt dessen lebende Halskompressen, zum Gurgeln Kaliumchlorat und zum Inhalieren kein zerstäubtes, mit Kohlensäure gesättigtes Wasser. Da es die dritte Halsentzündung des Patienten in diesem Winter war, empfahl ihm Breuer zur Abhärtung der Haut und Erhöhung der Widerstandskraft täglich kalte Körpergüsse.

Während er nun also wartete, nahm er noch einmal den Brief zur Hand, welcher er vor drei Tagen von Fraulein Salome erhalten hatte. Nicht minder herrschlich als in ihrem ersten Billett kündigte sie an, sie werde heute um vier Uhr in seiner Praxis zur Besprechung erscheinen. Breuers Nasenflügel schien vor Empörung »Siedekochen« zu welcher Stunde ach sie zu erwarten hatte! Sie verlegt! Sie erweist sich die Ehre! —

Er bezwang rasch seinen Arger. »Nimm dich nicht so wichtig, Josef! Was liegt schon daran? Zwar kann dies das werthe Fraulein Salome nicht wissen, doch paßt der Mittwochnachmittag zufällig auch mir ganz hervorragend. Was liegt also letztlich daran?«

»Sie schreibt mir vor!« — Breuer ließ den entsetzten Tortall noch einmal nachklingen. Er zeigte von eben jener Aufgeblasenheit und Selbstgefälligkeit, die ihm an Kollegen wie Hillroth und dem ahren Schmitzler verhaft war, — desgleichen an ethnischen seiner illustren Patienten wie Brahms und Wittgenstein. Die Eigenschaft, welche er hingegen an seinen nächsten Bekannten, zum großen Teil ebenfalls Patienten, am meisten schätzte, war ihre Bescheidenheit. Ihre wegen führte er sich beispielsweise zu Anton Bruckner hingezogen. Vielleicht, daß Anton als Komponist Brahms tatsächlich nie das Wasser

würde reichen können, dafür jedoch glaubte er wenigstens nicht, schon durch seinen Umgang zu begnadigen.

Das größte Vergnügen bereiteten Breuer die despektierlichen jungen Söhne einiger seiner Bekannter – der junge Hugo Wolf, Gustav Mahler, Theodor Herzl und der unwahrscheinlichste aller Medizinstudenten – Arthur S. Lunitzer. Ihnen liebte er sich verbunden – und waren seine eigenen Altersgenossen außer Horwenz, führte er zur allgemeinen Erbauung laienliche Reden auf die herrschende Klasse. So hatte er erst letzte Woche auf dem Ball in der Poliklinik die anstehenden jungen Leute erheitert, als er bemerkt hatte: – O ja, die Wiener sind durchaus fromme Zeitgenossen, ihr Gott ist das Decorum.

Breuer, ganz der Wissenschaftler, konstatierte, mit welcher Leichtgläubigkeit er in nur wenigen Augenblicken die eine Geisteshaltung gegen die andere getauscht hatte – den Hochmut gegen die Bescheidenheit. Ein interessantes Phänomen! Ob sich der Vorgang wiederholen ließe!

Auf der Stelle führte er ein Gedankenexperiment durch. Zunächst versuchte er, in jene Wiener Persona zu schlüpfen, deren blasierende Selbstgefälligkeit ihn verdröß. Indem er sich aufblies und vor sich hin schlüpfte. Was bildete dieses Frauenzimmer sich ein!; die Augen zu Schlitzen verengte und die Stirn runzelte, vermochte er tatsächlich die Pikartheit und Entrostung heranzubeschwören, welche demjenigen ankommen, der sich selbst zu wichtig nimmt. Als er dann jedoch tief ausatmete und sich entspannte, fiel die Gereiztheit sogleich von ihm ab, so daß er wieder in seine eigene Haut und ein Bewußtsein schlüpfen konnte, welches über sich selbst, über sein lächerliches Gebälge schmunzeln mußte.

Er bemerkte, daß zu jedem dieser inneren Zustände eine eigene emotionale Färbung gehörte. Der Hochmut hatte scharfe Konturen, war ebenso vor Besheit und Reizbarkeit bestimmt wie von Überheblichkeit und Einsamkeit. Wohingegen die andere Haltung eine runde, weiche, zustimmende Empfindung erzeugte.

Es waren klar unterscheidbare Affekte – dachte Breuer, aber auch gemalgte Affekte. Wie wäre es wohl bei starken Affekten und den Bewußtseinszuständen, aus denen sie sich zusammensetzten? Ließen sich womöglich auch starke Gemütsregungen beeinflussen? Könnte hier nicht der Weg zu einer wirksamen Psychotherapie liegen?

Er bedachte seine eigenen Erfahrungen. In seinem Falle bestand die große Anfälligkeit betrifft der Frauen. Es gab Momente – wie heute, verschanzi in der Ecke seines Speichzimmers – da fühlte er sich stark, unangreifbar. Da vermochte er die Frauen als das zu sehen, was sie waren: Ismuhte, ans Licht strebende Geschöpfe, welche mit den endlos drängenden Problemen des täglichen Lebens rangen, mühsam betrachtet waren ihre Brüste, Gebilde aus Bindegewebe, Fett und Drüsen, und er wußte um Frauen'enden wie Ausfluß, Dismenorrhoe, Ischias-schmerzen und diverse Leihbildungen, Blasen-, Gebarmuttersvorfälle, blau geschwellene Hämorrhoiden, Krampfadern.

Dann wiederum gab es jedoch Momente – magische Momente der Verzäuberung durch das Weib an sich, dessen pralle Brüste sich nachts voll wölbten, Momente, da er verzehrt wurde von dem brennenden Verlangen, mit dem Weibe zu verschmelzen, an seinen Brüsten zu saugen, in seine dunkle, leuchtige Wärme zu gleiten. Diese süße Eoskung konnte überwältigend sein, konnte ein Leben zugrunde richten, und ihn, Breuer, hatte sie im Verlaufe der Behandlung Bertha's mit ein Haar alles gekostet, was ihm lieb und teuer war.

Alles eine Frage der Perspektive, des Wechsels des gedanklichen Rahmens. Konnte er seine Patienten lehren, diesen Wechsel nach Belieben zu vollziehen, dann mochte er wohl in der Tat zu dem werden, was Fraufen Salomo suchte – ein Arzt für Verzweiflung.

Aus diesen Höhenflügen wurde er herabgerissen, als er die Tür des Vorzimmers auf und zuklappen hörte. Breuer ließ eine halbe Minute verstreichen, um ja nicht übereilig zu er-

scheinen, und trat dann ins Wartezimmer hinaus, um Lou Salome zu begrüßen. Sie war naß geworden – der Wiener Niesel war einem regelrechten Platzregen gewichen –, doch legte er ihr aus dem nuchlasser Mantel helfen konnte, hatte sie diesen bereits abgestreift und hielt ihn seiner Ordinationshilfe Frau Becker hin.

Er führte braulein Salome ins Sprechzimmer, deutete auf einen schwarzen Lederlauterl und ließ sich neben ihr auf einem Stuhl nieder. Er konnte sich nicht enthalten, zu bemerken: «Woe ich sehe, ziehen Sie es vor, sich selbst zu helfen. Aber lauben Sie damit den Herren nicht das Verpfügen. Für ein zu Diensten zu sein?»

«Wir wissen beide sehr wohl, daß einige der Dienste, welche Männer zu bieten haben, dem Wohl der Frauen nicht eben förderlich sind!»

«Ihr künftiger Mann wird vor Unzufriedenheit umlernen müssen. Alle Gewohnheiten sind schwer abzulegen.»

«Bestand? Nein. Für mich nicht! Das sagte ich Ihnen bereits. Höchstens als Intermezzo, das meschie noch angehen, aber eine endgültige Bindung kommt nicht in Frage.»

Breuer musterte seine schöne, mühselige Besucherin und ließ, es spreche durchaus einiges für die Idee eines Ehe-Intermezzos. Allen leicht vergaß man, daß sie halb so alt war wie er. Sie trug ein schlichtes, schwarzes, hochgeschlossenes Kleid um die Schüherin. Trug sie eine Fuchsstola mit ausgestopften Tierkopf, Klauen und Schwanz geschlungen. Seltsam. «Achte Breuer, im kühlen Venedig hat sie ihren Umhang abgelegt, hier jedoch, in meinem überheizten Sprechzimmer, bleibt sie eingetaumelt. Einerlei, es war Zeit, zur Sache zu kommen.

«Nun, Fräulein», sagte er, «dann wollen wir uns der Krankheit Ihres Freundes zuwenden.»

«Krankerfallig, nicht Krankheit. Wenn Sie erlauben, meschie ich Ihnen den einen oder anderen Rat erteilen.»

«Kennt ihre Anmaßung denn gar keine Grenzen?» fragte er sich empört. «Sie redet wie ein Ketzilantes – wie der Lener et

ner Klinik gar ein Arzt von dreißig Jahren Erfahrung – und nicht wie ein unwissendes junges Ding, ein Schulfachlehrer!

Immer nur der Ruhe, Josef, nahm er sich gleich darauf. (Iben – sie ist jung. Sie hält dich nicht anserem Wiener Gott. Der kommt. Zudem kennst du diesen Professor Nietzsche besser. Sie verfügt über einen feinen Intellekt, und sie hat aller Wahrscheinlichkeit nach etwas Bedenkenswertes mitzuteilen. Ich kenne weiß Gott kein Mädel gegen die Verzeuflung. Ich weiß mich ja selbst nicht von ihr zu kitzeln.)

Er blieb gelassen. »Sei! Bitte, Fräulein!«

»Mein Bruder Jemal, den ich heute vormittag gesprochen habe, erwartete, wie Sie Ihrer Patientin Anna O dank Mesmerismus dazu verhalten könnten, den ursprünglichen psychischen Anlaß eines Teils ihrer Symptome aufzudecken. Wenn ich mich recht entsinne, sagten Sie mir in Venedig, dieses Reproduzieren des Anlasses eines Symptomes habe irgendwie zu seiner Auflesung geführt. Und eben demiere dieses irgendwie gilt mein Interesse. Times Tages, wenn wir mehr Zeit haben, hoffe ich, daß Sie mir erklären werden, wie der Mechanismus im einzelnen beschaffen sei, dank dessen die Aufdeckung des Anlasses das Symptom auflöst.«

Breuer schüttelte den Kopf und ließ Lou Salome ratlos die Handflächen entgegen. »Eine rein empirische Feststellung. Und wenn wir alle Zeit der Welt hätten, ich fürchte, mit der Erklärung, die Sie wünschen, könnte ich nicht dienen. Aber Sie hatten Ratschläge?«

»Deren erster dieser ist. *Entzweimen Sie nicht den Versuch, das merkwürdige Verhalten bei Nietzsche anzuwenden.* Es würde nichts fruchten! Dem Geist, dem Intellekt ist ein Phänomen – ein Weltwunder, das werden Sie selbst noch feststellen. Und doch ist er, um es mit einer seiner Lieblingswendungen auszudrücken, menschlich, allzu menschlich, und auch er ist gegen vieles blind.«

Lou Salome legte jetzt ihre Stola ab, erhob sich ohne Hast, schlenderte durchs Zimmer und legte sie auf Breuers Divan.

Einen Augenblick lang studierte sie die gefärbten Erklunden an der Wand, ruckte eine von ihnen, die eine Idee schrie hing, gerade, kehrte dann auf ihren Platz zurück und schlug die Beine übereinander, ehe sie fortging.

Nietzsche ist überaus empfindlich, wagt immer sich die Frage der Macht stellt. Niemals würde er sich auf Vorgänge verlassen, bei welchen er nach seiner Anschauung jemandem Macht einräumte. In seinem philosophischen Denken steht er den Vorsokratikern nahe, namentlich was deren Konzeption des Agon anbetruft, der Überzeugung, ein jeder bringe seine Fähigkeiten nur durch den Kampf, den Wettkampf, zur Vollendung, und er legt das tiefste Mißtrauen gegen alle, welche den Wettkampf scheuen und sich als Alttristen bezeichnen. Sein Ziehvater in diesen Fragen war Schopenhauer. Keiner, so Nietzsches Standpunkt, wüßte dem anderen zu helfen, vielmehr wolle der Mensch über die Menschen herrschen und seine Macht mehren. Die wenigen Male, welche Nietzsche sich der Macht anderer anstuferte, hinterließen bei ihm den bitteren Nachgeschmack von Vernichtung und Zorn. So verging es ihm mit Richard Wagner, und so, herzlich, ergoß es immerneut mit dir.

«Was wollen Sie damit sagen? Es ergoß sich mit Ihnen so? Halten Sie sich in irgendeiner Weise persönlich für die Desperation Nietzsches verantwortlich?»

«Er läßt mich für verantwortlich. Und deshalb ein zweiter Rat. Verbotene Sie sich nicht mehr mit mir. Sie blicken tragend. Freilich, damit Sie verstehen, muß ich Ihnen alles über mein Verhältnis zu Nietzsche berichten. Ich will Ihnen nichts verschweigen. Und ich bin gerne bereit, alle Fragen freimütig zu beantworten. Das wird nicht leicht sein. Ich gebe mich in Ihre Hände, aber was ich sage, muß unter uns bleiben.»

«Selbstverständlich. Seien Sie dessen versichert, Frau Lott, beteuerte er, entzückt vor ihrer direkten Art. Wie entzückend war es doch, mit Gespräch ein solch freimütiges Gegenüber zu haben.

«Gut. Ich begegnete Nietzsche vor etwa acht Monaten zum erstenmal, im April.»

Frau Becker klopfte und brachte Kaffee herbei. Wenn sie überlassen war, Breuer neßten Lou-Salomé sitzen zu sehen anstatt wie gewöhnlich hinter seinem Schreibtisch, so ließ sie sich dies nicht anmerken. Wertlos stellte sie ein Tablett mit teuren Porzellan-tassen, Teller und einer blanken Silberkanne ab und verschwand wieder. Breuer schenkte Kaffee ein während Lou-Salomé den Fäden wieder aufnahm.

«Ich mußte letztes Jahr aus gesundheitlichen Gründen meine russische Heimat verlassen — einer Menstruationskrankung wegen, von der ich mich unterdessen weitgehend erholt habe. Zunächst wirkte ich in Zürich, hörte dort bei Brudermann Theologie und arbeitete zudem mit dem Dichter Gottfried Kinkel. Ich vergaß, glaube ich, zu erwähnen, daß ich angehende Dichterin bin. Als ich Anfang dieses Jahres mit meiner Mutter nach Rom reiste, gab mir Kinkel ein Empfehlungsschreiben an Malwida von Meysenbug mit, die Verfasserin von *Monimen einer Idealistin*. Sie kennen sie vielleicht?»

Breuer nickte. Er kannte die Werke Malwidas von Meysenbugs, besonders ihre Streitschriften für die Frauenemanzipation und umfassende politische und pädagogische Reformen. Weniger behagten ihm ihre jüngsten sozialistischen Fraktionen, deren Darlegungen er für unwissenschaftlich hielt.

Lou-Salomé erzählte. «Ich verkehrte also in Malwidas Kreis, und dort lernte ich einen charmannten, hochbegabten jungen Philosophen kennen, Paul Ree, mit dem ich mich bald anfreundete. Herr Ree hatte Jahre zuvor in Basel Vorlesungen Nietzsches gehört, und die beiden verband eine innige Freundschaft. Es war unverkennbar, daß Ree Nietzsche über alle Maßen bewunderte. Nun, da ich und er Freunde seien, land er mußten ich und Nietzsche gleichfalls Freunde werden. Herr Ree — ach, Doktor Breuer — » unterbrach sie und errotete flüchtig, aber nachhaltig genug, daß es Breuer nicht entging und sie inne werden mußte, daß es ihm nicht entgangen war. — » gestatten Sie

mer, von ihm als Paul zu sprechen – denn so nannte ich ihn, und wozu uns heute lange mit Konventionen aufhalten? Ich sehe Paul sehr nahe, auch wenn ich mich niemals durch die Liebe mit ihm oder sonst irgend jemandem ankopfern werde!

– Nun – fuhr sie ungeduldig fort – jetzt habe ich genug Zeit darauf verschwendet, einen Anflug von Herosin zu erklären. Wir sind die einzigen Saugtiere, welche die Schamessrute kennen, nicht wahr?!

Breuer wählte nichts darauf zu erwidern. Er nickte lediglich. Eine Zeitlang umgeben von den Insights seines Standes, hatte er sich sicherer gefühlt als bei ihrer letzten Begegnung. Allmählich jedoch, in ihren Bann geschlagen, entging ihm das Empfinden der Selbstsicherheit. Ihre Bemerkung über die Schamessrute war verblüffend. Noch nie hatte er eine Frau, oder – wenn er's recht bedachte – überhaupt irgend jemanden so freimütig über Regeln des gesellschaftlichen Umganges sprechen hören. Und das Mädchen war erst erundzwanzig!

«Paul war der festen Überzeugung, daß Nietzsche und ich die innigsten Freunde werden müßten», setzte Lou Salomé ihren Bericht fort. «Daß wir wie geschaffen seien füreinander. Er sah mich schon als Schwestern, Schatzling und Alter ego Nietzsches. Er sah Nietzsche als meinen Lehrer und weltlichen Propheten.»

Im zaghaften Klopfen an der Tür unterbrach sie Breuer durchquerte den Raum, um zu öffnen, und wurde von Frau Becker in heiserem lauten Hasterton vom Entstellen eines Patienten unterrichtet. Breuer kehrte auf seinen Platz zurück, versicherte Lou Salomé, es bestünde kein Grund zur Furcht, da unangemeldete Patienten sich auf längere Wartezeiten einrichten müßten und hat sie fortzufahren.

«Paul arrangierte also ein Treffen im Petersdenk, dem wohl unpassendsten Orte für ein Rendezvous unserer anheiligen Dreierigkeit – wie wir unsere Verbindung später nannten, weniggleich Nietzsche unseren Bund gern auch als pythagoräische Freundschaft beehrte.»

Breuer erlitt sich dabei, daß er seiner Besucherin auf den Busen schaute statt ins Gesicht. 'Wie lange schon?' fragte er sich entsetzt. 'Hat sie es bemerkt? Hat es andere Frauen gegeben, die solches von mir bemerkt haben?' Im Geiste sah er sich einen Besen packen und sämtliche erotische Hintergedanken auskehren. Er konzentrierte sich ausschließlich auf ihre Augen und ihre Worte.

'Ich fühle mich sogleich zu Nietzsche hingezogen. Außerlich ist er wenig einnehmend – er ist durchsichtlich groß, hat eine sanfte Stimme und einen durchdringenden Blick, welcher eher nach innen als außen gerichtet scheint, als gälte es, eigene, innere Schätze zu hüten und zu bewahren. Ich wußte zunächst nicht, daß er dreiviertelblind ist. Und doch ging eine unsagbare Anziehungskraft von ihm aus. Die allerersten Worte, die er an mich richtete, lauteten: 'Von welchen Sternen sind wir hier einander zugefallen?'

'Wir drei unterhielten uns. Und was war das für eine Unterhaltung! Eine Zeitlang wollte es scheinen, als könnten sich Pauls Hoffnungen auf eine Freundschaft zwischen Nietzsche und mir, gleichsam ein Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler, erfüllen. Geistig waren wir verwandt. Unsere Gedanken fügten sich ineinander wie der Schlüssel ins Schloß. Nietzsche sprach von Geschwistergehörnen. Ach, er las mir die trefflichsten Stellen seines neuesten Werkes vor, er setzte Gedichte von mir in Musik, er vertret mir, was er der Welt in den kommenden zehn Jahren zu vermachen gedachte – denn auch damals glaubte er nicht, daß ihm noch mehr als ein Jahrzehnt vergönnt wäre.

Bald schon hatten Paul, Nietzsche und ich beschlossen, zusammenzuziehen, gewissermaßen eine *menage a trois* zu führen. In unseren Keften teilte der Platz, gemeinsam in Wien oder vielleicht Paris zu überwintern.'

'Eine *menage a trois*!' Breuer rusperte sich und bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl. Er sah, daß sie über seine Verlegenheiten lächelte. 'Ja, singen ihr denn gar nichts?' Was für eine

überragende Diagnostikern diese Frau abgab? Ob sie jemals an eine medizinische Laufbahn gedacht hätte? Würde sie es in Betracht ziehen? Als meine Studentin? Als eine Schülerin? Meine Kollegin, rechte Hand in der Ordnung und im Labor? Die Vorstellung übte einen Sog aus, einem mächtvollen Sog. Doch dann rissen ihre Worte Breuer aus seinen Phantasieren:

„Doch weiß, daß die Welt zwei Männern und einer Frau, die in Keuschheit zusammenleben, nicht wohlgesinnt ist.“ Sie hatte die „Keuschheit“ geschickt angebracht, klar genug, um keine Mißdeutung zu erregen, heikelig genug, um einen Tadel zu entgehen. „Doch wir sind freigeistler und Idealisten, wir können gesellschaftlich diktierte Regeln ab. Wir vertrauen auf unsere Kraft, uns eigene moralische Maßstäbe zu setzen.“

Als Breuer darauf nichts sagte, wirkte seine Besucherin zum erstenmal unsicher, so als wisse sie nicht recht weiter.

„Soll ich fortfahren? Bleibt uns noch Zeit? Verietze ich Ihre Geduld?“

„Fahren Sie unbedingt fort, gnädiges Fräulein. Zum einen gehört meine Zeit Ihnen.“ Er langte zu seinem Schreibtisch hinüber, hielt seinen Terminkalender hoch und zeigte auf die großen Lettern [S.], welche in das für Mittwoch, den 22. November 1882 vorgesehene Feld eingetragen waren. „Sehen Sie, ich habe heute Nachmittag keine weiteren Termine. Und was meine Empfindungen angeht, nein, Sie braskieren mich nicht. Im Gegenteil, ich bewundere Ihre Freimütigkeit, Ihre Offenheit. Wenn doch Freunde stets so aufrichtig miteinander reden wollten! Das Leben wäre um einiges reicher und wahrhaftiger.“

Lou Salome nahm das Kompliment kommentarlos an, schenkte sich Kaffee nach und sprach weiter. „Zunächst müssen Sie wissen, daß mein Verhältnis zu Nietzsche zwar innig, aber von kurzer Dauer war. Wir sind uns nur viermal begegnet, und fast immer unter den wachsamen Augen meiner Mutter, der Mutter Pauls oder Nietzsches Schwester. Tatsächlich

konnten Nietzsche und ich selten ungestört Unterhaltungen führen oder auch nur Spaziergänge unternehmen.

Die geistigen Hüttenwochen unserer anhaltigen Dretetigkeit waren ebenfalls kurz. Es kam zu ersten Anzeichen von Entfremdung. Dann zu romantischen Hoffnungen und sinnlichen Begierden. Vielleicht, daß sie von vornherein im Spiele waren. Vielleicht, daß ich Verantwortung bezettur trage, weil ich sie nicht erkannte. Sie zuckte anwertsch die Achseln, als werle sie diese Verantwortung ab, und berichtete dann vom verhangtressellen weiteren Verlauf der Ereignisse.

• Schon gegen Ende unserer ersten Begegnung kamen Nietzsches Bedenken ob meiner Vision einer unschuldigen *innocenza*. Er tarrichte, die Welt sei für dergleichen nicht reif. Er bat mich, unser Vorhaben geheimzuhalten. Vermuthlich seine Lantolie bereitere ihm Sorgen, unter gar keinen Umständen dürften seine Mutter oder seine Schwester von unseren Plänen erfahren. Diese unverhoffte Konzentralital! Sie überraschte und enttäuschte mich. Und ich fragte mich ernstlich, ob ich nicht von seinen kontrarierten Reden und seinen freigeistigen Proklamationen hätte irreführen lassen.

Wenig später nahm Nietzsche einen noch gestrengeren Standpunkt ein. Eine Ueberstufung wie die geplante sei für mich gesellschaftlich bedenklich, ja unter Umständen gar verhangtressoll. Um mich zu schützen, so Nietzsche, sche er sich aufgerufen, nur einen Antrag zu machen, und er bat Paul, für ihn zu sprechen. Können Sie sich vorstellen, in welcher unblühliche Lage dies Paul versetzte! Aus Freude gegen den Freund trat mir Paul pflichtschuldigst, wenn auch eher unwillig, Nietzsches Ansinnen vor.

• Hat Sie der Antrag überrascht? » fragte Brewer.

• Sehr sogar, um so mehr, als dieser unmittelbar auf unsere allererste Zusammenkunft folgte. Und er verwirte mich. Nietzsche ist ein bedeutender Mann von unmeiser geistiger Größe und doch überaus sanftmuthig, eine tesselnde Persönlichkeit. Ich will nicht bestreiten, Herr Doktor, daß ich mich

sehr zu ihm hingezogen fühlte – doch nicht im romantischen Sinne. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er meine Laszination verspürte und entgegen meinen Bemühungen nicht recht glauben mochte, daß ich ebenso wenig an Helios wie überhaupt an romantische Liebe dachte.

Ein heftiger Windstoß rüttelte am Fenster und lenkte Breuer einen Augenblick lang ab. Pötzlich kamen ihm sein Nacken und die Schultern verspannt vor. Er hat, so geahnt, zugehört, daß er minutenlang keinen Muskel gerührt hatte. Bisweilen vertrauten ihm Patienten persönliche Dinge an, doch niemals in dieser Weise. Niemals von Angesicht zu Angesicht, niemals so ruckhaltlos. Bertha hatte viel von sich preisgegeben, doch nur während ihrer geistigen Absenzen. Lou Salome und ich sprach ungeniert offen und schal demüth, selbst bei der Schilderung lange zurückliegende Ereignisse, ersehe vertrauliche Atmosphäre, daß Breuer zunute war, als wären sie ein Liebespaar und besprachen sich wie Geliebte. Ihn überraschte keineswegs zu hören, Nietzsche habe ihr nach nur einer einzigen Begegnung einen Antrag gemacht.

„Und dann, Fraulein?“

„Ich dachte, mich bei unserer nächsten Begegnung ellen mit ihm auszusprechen. Doch das erwies sich als unnütz. Nietzsche hatte unterdessen erkannt, daß ihn der Gedanke an eine Ehe ebenso sehr erschreckte, wie er mich abstieß. Als ich ihn nämlich zwei Wochen später in Ura wieder sah, war das erste, was er mir sagte, ich möge seinen Vorschlag vergessen. Er drängte mich statt dessen, gemeinsam mit ihm nach dem Ideal eines geistig leidenschaftlichen, außerehelichen Verhältnisses zu streben.“

Wir drei versöhnten uns. So zuersichtlich war Nietzsche bettelt, unserer *intimité*, daß er eines Nachmittags in Luzern darauf drängte, von einem Photographen diese Aufnahme anfertigen zu lassen, das einzige Bildnis unserer unbefugten Dreiermigkeit.

Auf der Photographie, welche sie Breuer reichte, waren zwei

Männer vor einem Leiterwagen zu sehen, während sie selbst darauf kniete, eine kleine Peitsche in der erhobenen Hand.

«Der Mann vorne rechts mit dem Schnurrbart, der zum Himmel aufblickt, ist Nietzsche», sagte sie in zerblichem Ton. «Neben ihm steht Paul.»

Breuer studierte die Aufnahme aufmerksam. Der nimmerliche Anblick der beiden Männer – zwei unters, hoch gewordene Riesen unter der Krone dieser schönen jungen Frau mit ihrer winzigen Peitsche – beunruhigte ihn.

«Nun, was sagen Sie zu meinem Staff, Doktor Breuer?»

Zum erstenmal verlor sie eine ihrer respektlosen Bemerkungen ihre Wirkung, und Breuer wurde plötzlich wieder inne, daß er ein einundzwanzigjähriges Schulmädchen vor sich hatte. Er wand sich. Es mißfiel ihm, an diesem Wesen ersten Ranges Makel entdecken zu müssen. Er zählte mit den beiden unterjochten Männern – seinen Brüdern. Hatte nicht ebenso gut er an ihrer Stelle stehen können?

Seine Besucherin mußte ihren Louxpos bemerkt haben, dachte Breuer, denn sie läßt bastig fort.

«Wir haben uns noch zweimal getroffen, einmal vor etwa drei Monaten in Jüterberg, Nietzsches Schwester war zugegen, und dann noch einmal in Leipzig, im Hause von Pauls Mutter. Doch Nietzsche hat mir regelmäßig geschrieben. Hier ein Brief von ihm, seine Antwort auf meine Betrachtung, wie viel mich sein Werk *Morgenröte* bewegt habe.»

Breuer las geschwind den kurzen Brief, den sie ihm reichte.

Meine liebe Freundin

Auch ich habe jetzt Morgenröten um mich, und keine gedruckten! Was ich nie mehr glauben, einen Freund meines letzten Glücks und Leidens zu finden, das erscheint mir jetzt als unmöglich – als die geistige Möglichkeit am Horizonte alles meines zukünftigen Lebens. Ich werde bewegt, sooft ich nur an die tapfere und ahnungsreiche Seele meiner lieben Lou denke.

Ihr LN

Breuer schwieg. Er verspürte eine noch tiefere Empathie mit Nietzsches Morgenröten zu entdecken und gelobte Möglichkeiten, eine tapfere und atemungsreiche Seele zu lieben – wer wünschte das nicht, dachte er, wenigstens einmal in seinem Leben.

«Zur selben Zeit», fuhr Len fort, «begann mir Paul ähnlich mühselige Briefe zu schreiben, und trotz aller meiner Vermittlungskünste wuchsen die Spannungen innerhalb unserer Dreierngkeit in erschreckender Weise an. Die Freundschaft zwischen Paul und Nietzsche wurde zunehmend zerrütet, bis sie am Ende begannert, sich in Briefen an mich gegenseitig schlechtmachen.»

«Aber das kann Sie doch nicht ernstlich verwundern!», wandte Breuer ein. «Zwei leidenschaftlich verliebte Männer, welche eine junge Beziehung zur selben Frau unterhalten!»

«Vielleicht war ich wirklich naiv. Ich hatte wahrhaftig geglaubt, wir drei könnten ein geistiges Leben teilen, könnten bedeutende philosophische Arbeit zuwege bringen.»

Offenbar ungerührt von Breuers Einwand erhob sie sich, reckte armützig die Glieder und trat ans Fenster. Unterwegs blieb sie stehen, um die Gegenstände auf seinem Schreibtisch zu betrachten – den Dreizehner mit Pistol aus der Renaissance, die kleine ägyptische Ionfigur, das kunstvoll gearbeitete Holzmodell der Bogenänge des Ohrlabyrinths.

«Nein, vielleicht bin ich starrsinnig», räumte sie ein und blickte zum Fenster hinaus, «doch bis heute glaube ich nicht, daß unsere geplante *menage à trois* zum Scheitern verurteilt war! Sie wäre durchaus zu verwirklichen gewesen, hätte sich nicht Nietzsches abscheuliche Schwester eingemischt. Nietzsche hatte mich eingeladen, den Sommer mit ihm und Elisabeth in Lautenberg zu verbringen, einer kleinen Ortschaft in Thüringen. Ich trat mich in Bayreuth mit Elisabeth, wo wir Wagner besuchten und einer Aufführung des Parsifal beiwohnten. Cugemsinn reisten wir nach Lautenberg weiter.»

«Warum nennen Sie sie abscheulich „Frau Lein Salome“?»

«Elsabeth ist Zwiespalt, sie ist eine dumme, kleingeistige, unredliche, antisemitische Koss. Als ich den Fehler beging, ihr zu sagen, daß Paul jüdischer Abstammung sei, hatte sie nichts Edigeres zu tun, als selbiges in Wagners Kreis zu verbreiten und somit dafür zu sorgen, daß Paul dort niemals willkommen sein wird.»

Breuer setzte seine Kaffeetasse ab. Während Lou Salome ihn mit ihrem Bericht zunächst ins liebliche, geschätzte Reich der Liebe, der Kunst und Philosophie entführt hatte, so rissen ihre Worte ihn nun unstill in die Realität zurück, in die häßliche Welt des Antisemitismus. Heute morgen erst hatte er in der *Neuen Freien Presse* einen Bericht über die Hetze einiger Harschenschaften an der Universität gelesen, deren Mitglieder in die Vorlesungssäle eingedrungen waren, hinaus mit den Händen! skandiert, alle Juden mit Gewalt vertrieben und eigenhändig solche Kommilitonen hinausgeworfen hatten, welche sich zur Wehr setzten.

«Aechtetes Fraulein, ich bin selbst Jude. Ich muß Sie daher fragen, ob Professor Nietzsche ebenso dem Antisemitismus anhängt wie seine Schwester?»

«Ich weiß, daß Sie Jude sind, Jena sagte es mir. Und seien Sie versichert, Nietzsche interessiert nur die Wahrheit. Er haßt das Übel des Vorurteils, jedes Vorurteils. Er verabscheut den Antisemitismus seiner Schwester. Es häßert und schändert ihn, daß Bernard Lotze, einer der vorlautesten und talpfersten Antisemiten Deutschlands, in ihrem Hause verkehrt. Seine Schwester Elsabeth.»

Sie sprach jetzt hitziger, ihre Stimmfarbe rutschte eine Oktave höher. Breuer spürte deutlich, daß sie wider Willen von ihrer Hauptsache abging, ohne indes an sich halten zu können.

«Elsabeth, Herr Doktor, ist ein Council? Sie hat mich hiederlich geschimpft. Sie hat Nietzsche belegen und ihm entgegen, wie ich aller Welt die Photographie gezeigt und mich darnach gebrüstet hatte, wie gern er mich die Benschel schwingen